

wohnten auf dem Abbau mitten in ihren Feldern. An der Pflasterstraße Klein-Engelau—Frischingsforst lagen die beiden Güter Engelshöhe und Luxhausen. In Kl.-Engelau lebten außerdem ein Schmied, ferner Maurer, Land- und Waldarbeiter. Am Osteingang des Dorfes befindet sich ein Heldengrab aus dem Jahre 1914. Wir lesen: Oberleutnant Alfred von Rosenberg. Das „Gasthaus zur Post“ lädt zum kurzen Verweilen ein. Hier befindet sich auch die Posthilfsstelle. Gegenüber liegt die zweiklassige Schule, die aber nur einklassig genutzt wurde. In ihr wurden die Kinder aus Kl.-Engelau, Jägersdorf, Engelshöhe und Luxhausen unterrichtet. Sehr lange hat hier Lehrer Jobst amtiert. Nach kurzen Vertretungen durch die Lehrer Laurisch und Pörschke übernahm Lehrer Schienke die Stelle. Er ist aus dem Kriege nicht zurückgekehrt. Das alte Hirtenhaus am Ostende wird jetzt als Armenhaus von Rentnern bewohnt. Aus dem Obstgarten von Erwin Gutzeit grüßen uns drei gewaltige Pappeln. Jahrhunderte haben sie allen Stürmen getrotzt. Weiter geht unsere Wanderung nach unserem Kirchdorf

G r o ß - E n g e l a u .

Unsere Kirchspielchausee, auf der wir wandern, ist mit schönen Lindenbäumen bepflanzt, deren Kronen bei brennender Sonnenhitze dem einsamen Wanderer angenehme Schatten spenden.

Den dicht mit Blüten besetzten Kronen entströmt ein lieblicher Duft. Die hier reichlich gehaltenen Bienen umschwärmen sie. Hundert Meter vor dem Dorfe befindet sich auf der rechten Straßenseite der Kirchspiefriedhof, der 1890 angelegt wurde, als der alte an der Kirche gelegene überbelegt war. Nach Süden, über wogende Getreidefelder, geht unser Blick. Vier Bauerngehöfte liegen hier in der Feldmark. Nördlich des Dorfes in einem gewaltigen Halbrund der Felder trifft man auf 22 solcher Abbauten, Bauern, die auch hier mitten auf ihrer Scholle wohnen. Weit hinten grüßen die schlanken hellbraunen Fichtenstämme des Frischingsforstes. Groß-Engelau ist ein Angerdorf. Neben dem Dorfteich, gespeist vom Sproge-Graben, erhebt sich im östlichen Teil des Angers die alte Ordenskirche aus dem 14. Jahrhundert. Es ist ein chorloser Backsteinbau im Ordensstil mit Staffelgiebeln an Turm und Ostgiebel des Schiffes. Der Turm stammt aus dem 15. Jahrhundert. 1914 wurde die Kirche bis auf die Umfassungsmauern vernichtet. Dadurch ging auch die alte Innenausstattung verloren. Nach dem Kriege wurde die Kirche in der alten Form wieder aufgebaut. Neben der Kirche am Ostgiebel erbaute die Gemeinde ihren Gefallenen des Ersten Weltkrieges ein schönes Ehrenmal. Die Kirchengemeinde Gr.-Engelau hatte bis 1905 kein eigenes Pfarrhaus. Sie wurde von Kl.-Schönau aus mitverwaltet. Sehr viele Jahre tat dieses Pfarrer Fischer, Kl.-Schönau. Nach dem Bau des Pfarrhauses 1904 hat nach kurzfristigen Besetzungen durch Pfarrer Lankau und Gemmel Pfarrer Bork das Amt übernommen und 29 Jahre lang verwaltet. Nach seiner Pensionierung verwaltete es Pfarrer Plehn, heute wohnhaft in

Übigau in Sachsen. Die zweiklassige Schule stand dicht bei der Kirche. Die ersten Lehrer, die auch Organisten und Standesbeamte waren, hießen Neumann, Haase und Laurisch. Ein gemischter Chor verschönte an Feiertagen den Gottesdienst. Ein Frauenverein vom Roten Kreuz, der Kriegerverein, ein Sportverein und andere Vereinigungen sorgten für Geselligkeit. Gr.-Engelau besaß zwei Gasthäuser, ein Gemischtwarengeschäft, eine Bäckerei und eine Motormühle. Vier Schneider, drei Schuhmacher, drei Tischler, einen Fleischer, zwei Stellmacher und zwei Schmiede boten den Kirchspielsinsassen ihre Dienste an.

Etwa 52 Bauern bebauten hier in friedlichem Wettbewerb ihren Acker. Vieh- und Pferdezucht standen auf einer beachtlichen Stufe. Zwischen den einzelnen Bauerngehöften standen die Häuser der Land- und Forstarbeiter, der Handwerker und einiger pensionierter Beamten. Alles in allem ein glückliches und zufriedenes Völkchen. Bei der Volkszählung 1937 wurden 741 Einwohner gezählt. Durch Felder und Wiesen schlängelt sich in großen Schleifen unser Kirchspielflüßchen, die „Sproge“. Doch weiter geht unsere Wanderung; am Westausgang des Dorfes nach Süden abbiegend, führt ein Kiesweg nach dem Dorfe

G u n d a u.

Gundau ist keine Ordenssiedlung. Ein gewisser „Gunde“, der einst auf einer alten Fliehbürg am Steilhang der Alle wohnte, war Verwalter dieser Ländereien. Vor 400 Jahren, als das Dorf von Deutschen besiedelt war, erhielt es seinen Namen nach dem ehemaligen Verwalter „Gunde“. Das Dörfchen hatte 170 Einwohner. Zehn Bauerngehöfte, eingebettet in große Obstgärten, dazu ein Schmied, ein Schuhmacher und die dazugehörigen Landarbeitergehöfte rundeten das Dorfbild ab. Am Ostende des Dorfes lag das altehrwürdige Gemeindegirtenhaus. Ein Heldengrab in einem großen Obstgarten zeigte die Inschrift auf dem Grabstein: Erich Wolf, Garde Reserve Artillerie Regt., gefallen am 7. 9. 1914. In der Mitte des Dorfes stand das alte Schulgebäude. Lange Jahre im vergangenen Jahrhundert hat hier Lehrer „Sand“ amtiert, allseitig geachtet und geehrt, im Dorf gemeinhin als „Vatje“ bekannt. Ihm folgte nach seiner Pensionierung Lehrer „Arbeit“. Er war ein ganz großer Rosen- und Bienenzüchter. Was war das für uns Kinder herrlich, wenn im Juni-Juli die Bienen schwärmten. Wir Jungen haben weniger in die Bücher geguckt als nach dem Bienenstand, der vom Klassenzimmer gut sichtbar war. Kaum waren die ersten Bienen in der Luft, da kam schon der Ruf: „Herr Lehrer, die Bienen schwärmen!“ Wir durften hinaus auf den Spielplatz und nach Herzenslust toben. Wenn dann noch der zweite und dritte Schwarm folgte, konnte die Pause recht lange dauern. Nun kommt aber doch einmal in dieser Zeit der Kreisschulrat zu Besuch. Er kommt auf Schusters Rappen und wundert sich über die lärmende Kinderschar, glaubt aber erstmals an eine normale Pause. Als ihm diese doch allzu lang erscheint, pirscht er sich vorsichtig an die vergnügte Schar und fragt

vorsichtig: „Sagt mal Kinder, habt ihr denn keine Schule?“ Karla Witt als Wortführerin antwortet: „Joa, awer dem Lehra sien Bene de schwarmel“ Dann amtierte Lehrer Otto Rutz in Gundau. Nach dessen Versetzung nach Rinau, Kreis Samland, kam Crozins. Schließlich übernahm als letzter Lehrer Kurt-Günther Otte die Verwaltung der Schule, die beiden letztgenannten Lehrer sind im Heilsberger Kessel 1945 gefallen. Obgleich Gundau zum Kirchspielfriedhof Gr.-Engelau gehörte, war die Gemeinde nicht gewillt, ihre Verstorbenen, die ein ganzes langes Leben hier auf diesem Fleck Erde gelebt und gearbeitet, Freud und Leid miteinander geteilt hatten, nun in einer anderen Gemeinde zu beerdigen. Die Gundauer erbauten daher einen eigenen Gemeindefriedhof, der 1891 eingeweiht wurde. Am Steilhang der Alle gelegen, im Norden und Süden von tiefen mit Bäumen bewachsenen Schluchten begrenzt, streckten die alten Eichbäume wie schützend ihre langen Zweige über die Gräberreihen. Nach Westen ging der Blick über den Stausee des Elektrizitätswerkes Wohnsdorf weit in den Kreis Bartenstein. Die Inschrift am Friedhofstor lautete: „Wir haben hier keine bleibende Statt, die zukünftige suchen wir.“ Die Gundauer hatten als Anlieger der Alle die Fischereigerechtigkeit, „Nur zu des Tisches Notdurf“, wie es in den alten Rezessen hieß. Der Stausee der Alle war ein beliebtes Ausflugsziel für die Umgegend. In der nordwestlichen Ecke der Gundauer Feldmark hieß von altersher ein Stück „Das Galgenbruch“. In alten Zeiten hatte man hier, wo eine Hauptstraße vorbeiführte, einen Galgen aufgestellt. Man weiß nicht, ob hier einer gehängt wurde. Sollte es nur eine Warnung für die Bevölkerung sein?

Unser Wanderweg führt uns wieder zurück bis Gr.-Engelau. Wandern wir auf der Chaussee nach Westen, erblicken wir rechts und links ein Mosaik von Getreide- und Weideflächen. Auf den Weidekoppeln weidet das schwarz-weiß-bunte Herdbuchvieh gemeinsam mit den Mutterstuten und Fohlen des „Ostpreußischen Stutbuchs für schwere Arbeitspferde“. Überall im Gelände die alten Mergelkuhlen. Durch die Mergelung wurde der Boden wesentlich verbessert. Nochmals kreuzt die Sproge unsern Weg. Von Norden nach Süden verläuft auch hier die aus Bunkern, Drahtverhau und Panzersperren erbaute Verteidigungslinie des Heilsberger Dreiecks.

Auf einem befestigten Weg erreichen wir

H a n s w a l d e.

Zuerst liegt da ein kleines Gut, „Hanswalderthal“, den Gebrüdern Rasch gehörend; doch schon einen Kilometer weiter erreichen wir das Dörfchen Hanswalde. Es besteht aus zwölf, meistens größeren Bauerngehöften, einer Gastwirtschaft und einer Dorfschmiede, dazu die zum Dorf gehörenden Landarbeiterhäuser. Die Pest 1709 hat hier viele Bauerngeschlechter ganz ausgelöscht, auch haben große Schadenfeuer gewütet. Die verbliebenen Bauern teilten das Land auf. Dadurch ent-

standen große Bauernwirtschaften. 160 Einwohner hatte Hanswalde. Mitten im Dorf stand das Schulgehöft. Lange Jahre hat hier bis zu seiner Pensionierung Lehrer Fiedler gewirkt. Ihm folgte für einige Jahre Lehrer Donner. Der letzte Lehrer war Gustav Krause, der heute in Magdeburg lebt. Auch Hanswalde hatte seinen eigenen Friedhof. Der erste Siedler wurde von den andern Hans genannt, daher der Ortsname Hanswalde. Auch Hanswalde kann gemeinsam mit Gundau auf ein vierhundert-jähriges Bestehen zurückblicken.

Doch nun wieder zurück zur Hauptstraße. Der Wald nimmt uns auf. Rechts in einem Tannen- und Birkenbestand ein kleines Jagdhaus. Es zeugt von fröhlicher Pirsch. Ein Hirschgeweih über der Tür, darunter der Spruch: „Ich schieß den Hirsch im wilden Forst.“ Ein Zwei-Meter-Maschendrahtzaun trennt uns von diesem Paradies. Als wir Einlaß begehren, springen zwei deutsche Drahthaarterrier, unterstützt von zwei krummbeinigen Fuchssprengern, auf uns zu und verwehren uns den Eintritt. Ein herber Waldgeruch, vermischt mit Tannen- und Harzduft, umweht uns. Die Tannen werden dichter, höher, so daß nur noch ein Fleckchen blauer Himmel zu sehen ist. Hoch oben zieht eine Weihe ihre Kreise. Zwei Eichhörnchen sausen einen Tannenstamm hoch und jagen sich in wilden Sprüngen von Ast zu Ast, von Baumkrone zu Baumkrone. Der Eichelhäher als Polizist des Waldes „rätscht“ unaufhörlich. Ein Reh lugt mißtrauisch zu uns herüber. Aber auch Elch, Hirsch und Schwarzwild haben hier ihren Einstand. Höher werden die Baumstämme und dichter der Bestand. Da eine Lichtung, nur Haus, Stall und Scheune mit wenig Ackerland. Es ist das kleine Waldgut „Kamzenbruck“. Links der Straße „Klein-Steinwalde“, ein Gehöft, die Abdeckerei. Der Besitzer hat die Pflicht, das dem Tode verfallene Vieh aus seinem recht großen Bezirk abzuholen und den Kadaver durch Verarbeitung zu beseitigen. Nun noch einen Kilometer, dann endet unsere Kirchspiel-Chaussee und mündet ein auf die Straße Friedland—Tapiau. Auch die Gleise der Wehlau-Friedländer Kreisbahn laufen neben der Chaussee. Rechts sehen wir nördlich das von Wald eingerahmte Gut Steinwalde. Es war vor Jahrhunderten der Sitz des Oberförsters, früher saß dort der „Wildnisbereiter“. Erst später wurde das Gelände ganz urbar gemacht und landwirtschaftlich genutzt. Ganz hinten erblickt man am Frischingsforst das Jagdgut „Albrechtsheide“. Hier wurde vor Jahrhunderten eine Handstrichziegelei betrieben.

Doch nun weiter nach Friedrichsdorf. An der Straße erst noch eine Bude: Warteraum für das kleine Bimmelbähnchen. Mehrere Reihenhäuser der Arbeiter für die militärischen Verteidigungsanlagen (wie oben erwähnt). Noch ein Kilometer, dann liegt das Dorf

Friedrichsdorf

vor uns. Die Zahl der Dörfler beträgt 375 Seelen. Vierzehn Bauern und recht viele Waldarbeiter sind unter den Einwohnern. Eine Gastwirtschaft

und eine Kolonialwarenhandlung, Schuhmacher und Schneider sind vorhanden. Ein neues zweiklassiges Schulgebäude befindet sich hier. Von zwei Lehrern werden die Kinder von Friedrichsdorf, Kühnbruch und Sechshuben unterrichtet. Viele Jahre bis zu seiner Pensionierung hat Lehrer Nikolai hier unterrichtet. Der letzte „Erste Lehrer“, Herr Grunz, kehrte aus dem Zweiten Weltkrieg nicht wieder. Der zweite Lehrer, Herr Dombrowski, wurde in die Sowjetbesatzungszone verschlagen. Der Sportverein und die Freiwillige Feuerwehr sorgten für Geselligkeit.

Auf einem Kiesweg erreichen wir das Dörfchen

K ü h n b r u c h .

Fünf Bauernfamilien hatten hier ihre Beschäftigung in der Landwirtschaft. Auch drei Waldarbeiterfamilien hatten hier ihr Eigentum. Die Zahl der Einwohner betrug 78.

Auf einem Verbindungsweg erreichen wir das Dörfchen

S e c h s h u b e n .

Hierzu gehörte auch noch eine Siedlung außerhalb des Dorfes, auch „Schwarzbruch“ oder „Klein-Sechshuben“ genannt. Acht Bauernfamilien arbeiteten in der Landwirtschaft. Waldarbeiter hatten hier in größerer Zahl ihr Eigentum und ihre Beschäftigung in den nahe gelegenen Wäldungen. Die Zahl der Einwohner betrug 78 Personen.

Auch diese drei Gemeinden hatten ihre eigenen Friedhöfe.

Die letztgenannten drei Orte gehörten früher zum Kirchspiel Klein-Schönau, wurden dann aber Gr.-Engelau zugeschlagen. Diese drei Ortschaften sind Siedlungen neueren Datums. Sie dürften wohl heute auf ein dreihundertjähriges Bestehen zurückblicken. Die Gegend, die heute fruchtbarer Ackerboden war, mußte erst urbar gemacht werden. Von drei Seiten waren die Orte heute noch von hohen Wäldern umgeben. Da sich in diesen Waldgebieten auch viel Ungeziefer, Fliegen, Mücken und Bremsen, aufhielten, wurden diese Orte auch scherzhalber „Bremsenwinkel“ genannt. Dies konnte bei unsern lieben Bekannten, die nicht gerade viel Spaß verstanden, auf erhebliche Meinungsverschiedenheiten stoßen.

In Kühnbruch und Sechshuben war praktisch die Welt zu Ende, denn dann kam das gewaltige Zehlaubuch, das von Menschenfuß nur unter Führung des Försters für den Fremdling zu betreten war.

In Kühnbruch und Sechshuben endeten die Dorfstraßen als sogenannte Sackgassen. Als nach dem Ersten Weltkrieg ein Pferdedieb mit seinen gestohlenen Pferden an einem Sonntagmorgen in den Frischingsforst ziehen wollte, verirrte er sich auf den Hof des Bauern Passarge in Kühnbruch und fand nicht mehr weiter. Herbeieilende Nachbarn nahmen die Pferde ihm ab, und der Dieb wurde gefangengesetzt.

Damit beenden wir unsere Wanderung durch unser an Naturschönheiten so reiches Kirchspiel.

Erinnerung

Ob man mich aus der Heimat hat vertrieben,
so sind die lieben Bilder mir geblieben,
die ich als Heimatloser durch die Tage
erinnernd tief in meinem Herzen trage.

Es ist doch ein Geschenk aus Himmelshöhen,
daß ich die teuren Bilder noch darf sehen,
daß sie in voller Klarheit vor mir stehen
und weder sich verwischen noch vergehen.

Geliebtes Land, hab ich dich auch verloren,
wird Erinnerung immer neu geboren
in all den wunderlieblichen Gefilden,
die sich erneuernd vor dem Geistesauge bilden.

Du Land der Väter, die mit Fleiß bebauten
die Scholle, und mit ihrem Schweiß betauten
die Felder, die uns allezeit gegeben,
so überreich das Brot für unser Leben.

Wie oft tu ich in der Erinnerung lauschen
der goldnen Ährenfelder singend Rauschen.
Ich seh die reifen Ähren voll sich neigen
und steh davor in andachtsvollem Schweigen.

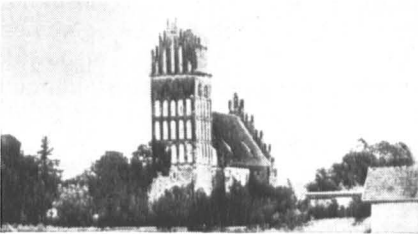
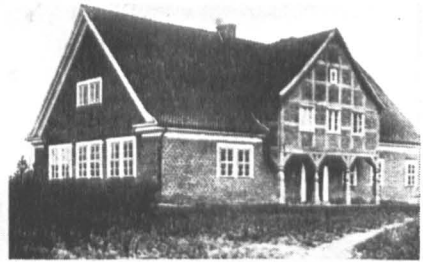
Ich seh der Alle klare Silberwelle
im Sonnenscheine glitzern, ach so helle!
Ich seh mich träumend auf dem Berghang stehen
und in der Abendröte Zauber sehen — — —

Das war die Welt, ja dieses war das Leben,
das mir mein Gott zu Lehen hat gegeben.
Nun hat er dieses Lehen mir genommen,
auf daß ich näher möchte zu ihm kommen.

Und hab ich gar nichts mehr in meinen Händen,
so will ich meinen Blick nach oben wenden.
Dann werden mir die unsichtbaren Dinge
ganz groß —, und alles Sichtbare geringe.

Ich lernte nun, schon vieles loszulassen,
um unbeschwerter dann zu ziehn der Straßen.
Ich weiß es nun, daß selbst auch im Verlieren
ein tiefer Segen Gottes ist zu spüren.

Anna Walter, Dettmitten bei Allenburg



Gr.-Engelau

Kaufhaus Brunk
Dorfkirche am Anger

Gemeindehaus
Ehrenmal 1914—1918

Bäuerliche Siedlung und Arbeit im Kirchspiel Gr.-Engelau

In einem alten Geschichtsbuch unserer Dorfschule stand über die Gegend unseres Kirchspiels folgendes geschrieben: Der ganze Raum war von Wäldern und Sümpfen bedeckt. Gelegentlich wurde der Urwald auch von kleineren Flächen, die schon einer primitiven Feldbebauung nutzbar gemacht waren, unterbrochen. Die Bearbeitung des Bodens geschah mit einfachstem Gerät. Die dort wohnenden pruzzischen Vorfahren waren Heiden. Sie verehrten ihre Götter, Pikollus, Perkunus und Potrimpus. Perkunus war der Donnergott. In verschwiegenen Hainen, unter uralten Eichen, auf großen Felsblöcken brachten sie den Göttern ihre Opfer dar. Die alten Pruzzen lebten von Jagd, Fischerei und Landwirtschaft. Wilde Bienenvölker, die in hohlen Bäumen nisteten, lieferten ihnen Honig. Die Imker oder Beutner nannte man in jener Zeit „Zeidler“. Der Familienname „Seidler“ deutet auf Imkertätigkeit hin und ist bis heute recht verbreitet.

Solche und ähnliche Schilderungen des verstorbenen Herausgebers der Hefte „Alle-Pregel-Deime-Gebiet“ von Lehrer Franz Donner waren für den heimatkundlichen Geschichtsunterricht bestimmt.

Als der Deutsche Ritterorden mit der Besiedelung begann, war unsere Heimat noch mit Urwald und Gestrüpp bestanden. Wisent, Ur, Bär, Wolf und Luchs zogen dort ihre Fährten. Zum Schutze der Bewohner wurden

zur pruzzischen Zeit besonders an den steil abfallenden Alle-Ufern Fliehburgen erbaut. Hier fanden ansässige Bauern Schutz, wenn ein Überfall drohte. Folgende in der Nähe befindliche Fliehburgen sind bekannt: „Anglitte“ (das spätere Auglitten bei Wohnsdorf), Gunda (das spätere Gundau) und die Hausenburg (später Hausenberg), alle an den Hochufern der Alle gelegen. Noch heute sind die Wehranlagen der letzteren Burg, ein zehn Meter tiefer Burggraben, ein großer Burghof mit Schutzwällen erkennbar. Eine Sage berichtet, daß die Hausenburg in der Erde versunken sei^{*)}. Alte Leute behaupteten, daß in ihrer Jugend noch eine Schornsteinöffnung erkennbar gewesen sei, worin man noch mit einer Stange herumstochern konnte. Ein Dachs, der am Steilhang seinen Bau hatte, förderte allerlei Scherben aus dem Berginnern ans Tageslicht. Die durch das Prussiamuseum, Königsberg, begonnenen Ausgrabungen wurden bei Beginn des Ersten Weltkrieges eingestellt. An einem Steilhang der Hausenburg lag unter großen Buchen ein gewaltiger Findling, vielleicht war es ein Opferstein. Unbekannte Zeichen waren im Stein erkennbar, in der Mitte eine große Hand. Man erzählte, daß hier einst der Teufel Karten gespielt hätte. Als er immer wieder verlor, schlug er so wütend auf den Stein, daß die Hand im Stein versank. Und wenn der Hahn krähte, rührte er sich; aber wohlgermerkt der Hahn, lieber Leser.

In dem heutigen Gr.-Engelau, dort, wo die Sproge eine Bodenerhebung in einer Schleife umfließt, erbaute der Orden vor etwa 550 bis 600 Jahren unsere alte Ordenskirche. Das Fundament ist aus gewaltigen Felsblöcken gebildet, die Umfassungsmauern sind ausgeführt aus Handstrichziegeln eines großen Formats. Bronzeglocken riefen über Wald und Flur die Bewohner zu andächtigem Gebet. Im Innern erblickte man vor 1914 einen bis an die Decke reichenden schönen Altar; nach 1914 war es ein Kanzelaltar. Im Altarraum befand sich das Taufbecken. An beiden Seiten des Kirchenschiffs befanden sich Galerien, ein Beichtstuhl aus katholischer Zeit stand neben der Kanzel. 1525 hatte die Bevölkerung den protestantischen Glauben angenommen. Dicht bei der Kirche war einst der alte Friedhof des Kirchspiels. Im Jahre 1890 war der Friedhof überbelegt. Ein neuer am Ausgang des Dorfes nach Kl.-Engelau wurde angelegt. Eine Tannenhecke umschloß ihn. Die Eingangspforte trug die Worte: „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben“, Mahnung und Verheißung zugleich.

Hier im Schutze dieser Kirche begann der Orden mit der Besiedelung. Hofplatz neben Hofplatz, von denen jeder eine Breite von etwa 50 Meter hatte, wurde angelegt. Früher wurde ein Bauernhaus aus Baumstämmen als Blockhaus errichtet. Es hausten Mensch und Tier unter einem Dach. Ein langes Strohdach, das bis etwa zwei Meter zum Erdboden reichte, schützte vor den Unbilden der Witterung. Anfangs kochte man auf offenen Feuerstellen, sehr viel später unter dem in der Mitte des Hauses

^{*)} Siehe Seite „Sage vom Hausenberg“

stehenden großen Schornstein, der am Fuße einen Durchmesser von zweieinhalb Meter hatte. Es war die sogenannte schwarze Küche. Man kochte auf Dreifüßen oder hing die Töpfe über das Feuer an eiserne Kesselhaken. Später wurde von der Wohnstube aus ein Herd eingebaut. Auf der der Dorfstraße zugewandten Giebelseite waren die menschlichen Wohnungen, in der Mitte ein recht großes Zimmer, das der ganzen Familie gleichzeitig als Wohn-, Schlaf- und Tagesraum diente. Im Fußboden befand sich eine Falltür, die den Zugang zum Kellerraum freigab, der für die Unterbringung von Gemüse bestimmt war. Seitwärts an einer Außenwand befanden sich noch zwei kleine Stuben. Die nach dem Giebel zu gelegene war nicht heizbar, deshalb auch Sommerstübchen genannt. Die andere lag an der Außenwand mehr in der Mitte des Hauses. Es war das sogenannte Stübchen, für den Altbauern bestimmt, wenn er sich zur Ruhe setzte. Ein gewaltiger Ziegelofen, später Kachelofen, war in der Wand eingebaut und heizte beide Stuben. Beiderseitige Ofenbänke luden zu gemütlicher Plauderstunde ein. Als Beleuchtung diente der Kienspan. Es waren lange Splitter aus glatten, recht harzigen Kieferstämmen, waagrecht in einen Spalt in der Wand oder in eine Haltevorrichtung gesteckt, verbreiteten sie ein spärliches Licht, bei dem Frauen und Mädchen im Winter unter lustigem Geplauder und fröhlichen Liedern das Spinnrad surren ließen. Sobald die erste Lerche ihr Lied erklingen ließ, wurde das Spinnrad beiseite gestellt.

An der anderen Längswand des Hauses gab es einen Hausflur und eine Speisekammer. Eine Bodentreppe führte zu dem Raum über der Wohnung, auch Lucht genannt. Dieser Raum war für die Lagerung von Getreide bestimmt. Im Hausteil, das dem Hofplatz zugewandt war, waren die Haustiere untergebracht. Darüber hatte das Rauhfutter für die Tiere seinen Platz. Auf dem Hofplatz stand nur noch eine kleine Scheune. Der Bauer war früher Scharwerksbauer. Er war verpflichtet, auf den Gütern zu arbeiten. Die Arbeiten im Dorfe waren auf eine gemeinsame Tätigkeit ausgerichtet. In vielen Dörfern stand am Dorfende das Hirtenhaus. Hier wohnte der Gemeindehirte. Jeden Morgen zu bestimmter Zeit trieb die Bäuerin ihr Vieh auf den Dorfanger. Der Gemeindehirte nahm es in Empfang und trieb es auf die Weide. Am Abend brachte er es den Bauern wieder. Sein Tagewerk war getan. Von den Gespannführern mußten jeweils zwei des Nachts die Pferde hüten. Der Ackerboden wurde mit unzulänglichen Mitteln bearbeitet. Auch wurde längst nicht alles bearbeitet. Noch war in diesem Lande viel zu tun. Wald und Strauch mußten gerodet und der Acker urbar gemacht werden. Wege mußten angelegt und für Entwässerung mußte gesorgt werden. Bei den Gehöften entstanden Obstgärten. Es gab einst eine Verfügung, wonach jeder Jungbauer bei seiner Verheiratung nachweisen mußte, daß er sechs Obst- und sechs Eichbäume gepflanzt hatte. Wenn es damals auch noch kein hochwertiges Obst war, so waren es doch die Anfänge des Obstbaus. Besonders die kleinen Birnen, auch Kruschkes genannt, waren als Backobst geschätzt. Auch

Äpfel und Pflaumen wurden im großen Backofen in Mengen getrocknet, so daß der Haushalt für ein Jahr versorgt war. Im Haushalt gab es früher auch kein Streichholz. Von alten Bäumen wurden große Schwämme gesammelt, und dann weich geklopft. Nach dem Trocknen wurde dann dieser Schwamm mit Schwefel präpariert. Ein Feuerstein, der in den Kiesgruben zu finden war, mußte mit einem Stahl so geschlagen werden, daß die Funken auf den mit Schwefel präparierten Schwamm fielen. Schwefel und Schwamm (Zunder) entzündeten sich, und man hatte Feuer. Es gab damals nicht oder nicht zu erschwinglichen Preisen Kleidung und Wäsche für den Lebensbedarf einzukaufen. So wurden die Siedler angehalten, sich die Kleidung selbst herzustellen. Schafe mußten gehalten werden. Die Wolle wurde von den Frauen gesponnen und zu den für einen ostpreußischen Winter unentbehrlichen Strümpfen und Strickjacken verstrickt. Doch auch für Anzugstoffe wurde gesponnen und gewebt. Auf einer Walke wurden die Stoffe filziger, haltbarer und wärmer gemacht. Mit einem Färbemittel, hergestellt aus Rinden verschiedener Bäume, wurden die selbstgewebten Stoffe eingefärbt. Da es noch keine Schneider gab, so war es die Hausfrau, die in mühseliger Handarbeit, denn Nähmaschinen gab es auch nicht, die Anzüge auch für ihre männlichen Hausgenossen anfertigte.

Ein altes Sprichwort lautete:

Selbst gesponnen, selbst gemacht,
der Reim dazu ist „Bauertracht“.

Aber auch das Leinen für Leib- und Hauswäsche mußte besorgt werden. Es wurde aus den holzigen Flachsstengeln gewonnen. Ja, lieber Leser, wann säte man Flachs? Antwort: Man sät nie Flachs, man sät nur Lein. Leinsaat ist nämlich der Ausgang für Flachs, der uns die schöne zarte Faser fürs Leinen liefert. Der Staat hatte seinerzeit die Saat den Siedlern zur Verfügung gestellt. Wer von uns Alten kennt sie nicht, diese kleinen himmelblau blühenden Flachsfelder? Noch bis um die Jahrhundertwende wurde in unserem Kirchspiel Flachs angebaut, verarbeitet und zu Leinen gewebt. Immerhin ist es ein langer Weg vom Leinkorn bis zum fertigen Linnen; dennoch war jede Mutter stolz darauf, wenn alle Kasten und Truhen mit Linnen und Leinenwäsche gefüllt waren und deren Menge ausreichte, um den Töchtern den Vorrat für ein ganzes Leben mitzugeben. An Getreide wurden damals angebaut: Roggen, Weizen, Bohnen, Erbsen, Peluschken und Wicken. Kartoffeln, das Volksnahrungsmittel, waren damals noch nicht bekannt. Da jene Früchte durch die primitive Bearbeitung des Ackers nicht immer den erwarteten Ertrag brachten, trat auch öfter Mangel in der Versorgungslage ein. Es wurden auch Bohnen und Wicken für die menschliche Ernährung verwandt. Es gab wohl schon Windmühlen, aber vielfach benutzte man Handmühlen. Sie waren bis weit in die Neuzeit gebräuchlich. Die Handmühlen bestanden aus zwei Steinen übereinander, wovon der obere mit der Hand

gedreht wurde. Das Mahlgut war ein grobes Schrot, das zu Brot verbacken wurde. Das damals vorhandene Pferd war ein kleiner Kunter. Reichte diese Anspannung für den Bedarf nicht aus, so wurden auch Ochsen als Zugtiere verwandt. Damit ging es dann unter „Heitsch“- und „Ksä“-Rufen die Ackerfurche entlang. Aber auch hier hat der Staat in vorbildlicher Weise geholfen. Von westlichen Staaten, so auch von Frankreich, wurden Pferde eingeführt. Diese mit den Kuntern gekreuzt, ergaben bald ein brauchbares Arbeitspferd.

Auch das vielfach aschgraue Vieh war im Milch- und Fleischertrag dürftig. Die Weiden ließen viel zu wünschen übrig. Auf den von Strauch und vom Baum gerodeten Flächen, die als Weide genutzt wurden, wuchs nur ein minderwertiges Gras neben Binsen und Schmielen. Das Getreide wurde in die auf dem Hofplatz stehende Scheune gefahren. Dort wurde es mit Flegeln gedroschen. Da es damals auch keine Reinigungsmaschinen gab, wurden die gedroschenen Körner geworfen, d. h. mit der Schaufel gegen den Wind geworfen, um sie von der Spreu zu trennen.

Die Ernte ist gedroschen. Wald und Flur ruhen unter der dicken Schneedecke. Nur die alten Kopfweiden zeigen dem einsamen Wanderer den Weg. Doch bald steigt die Sonne höher und bringt auch bald den Winter zum Weichen. Schon zeigen sich die ersten kahlen Ackerstellen. Da ein Jubeln in der Luft, die ersten Lerchen kehren zurück, der Kiebitz folgt. Der Schnee ist geschmolzen, der Acker getrocknet, die Frühjahrsbestellung beginnt. Der durch den harten Frost gelockerte Boden läßt sich leicht zu einem tadellosen Saatbett vorbereiten. Schon werden die Säcke mit dem Saatkorn auf das Feld gebracht. Die Hausfrau sucht das große zarte Sälaken aus der Truhe. Nach altem Brauch soll das Garn zu diesem Leinen ein junges Mädchen spinnen. Sinnend nimmt der Bauer dieses Sälaken zur Hand. Er knotet zwei Ecken zusammen, indem er gleichzeitig ein Geldstück hineinknotet. Er füllt das Sälaken mit Saatkorn und mit den Worten „Mit Gott!“ läßt er die erste Handvoll Saatkorn in die feuchte Erde fallen. Ein Eggenstrich deckt die Körner mit Erde zu. Im Juni beginnt die Heuernte, später, Ende Juli oder Anfang August, die Getreideernte. Eine Arbeit folgt der anderen. Alles wird noch in Handarbeit getätigt. Aber immer ist es die Bäuerin, die des Mannes treueste Helferin ist. So gehen die Jahre dahin. Nicht immer war unseren Bauern eitel Sonnenschein beschieden; oft kamen auch schwere Zeiten.

Doch wo kein Schatten, ist auch kein Sonnenschein,
wo keine Nacht, gibt es auch keinen Tag.

Sie ertrugen Schicksalsschläge in unerschütterlichem Gottvertrauen.

In allen Ortschaften wurden Schulen erbaut, um das Wissen des Volkes zu bereichern. Den Dienststelleninhabern von Kirche und Schule wurden Dienstländereien zur Verfügung gestellt. Die Lehrer hatten meistens 12 bis 16 Morgen Ackerland, das ihnen von der Gemeinde beackert wer-

den mußte. Nur ausdreschen mußten sie ihr Getreide selber. Wie hieß doch so schön Großmutter's Liedchen:

Unser Herr Pfarrer aus Plibischken
kam gefahren nach der Stadt,
hat die Erbsen in der Lischke,
die er selbst gedroschen hat.

Der Lehrer erhielt noch Naturalien in Form von Getreide, Heu und Brennholz geliefert. Er hielt sich meistens ein Pferd, ein bis zwei Kühe, ein Stück Jungvieh, zwei Schweine und Geflügel. Auch an die Kirche wurden bis um die Jahrhundertwende noch besondere Abgaben gezahlt, Dezem genannt.

Jahrzehnte und Jahrhunderte gingen ins Land. Auch die letzten Flächen wurden urbar gemacht und in Beackerung genommen. Der Viehbestand vergrößerte sich. Dieses Vorwärtsstreben begann intensive Formen anzunehmen, als unsere Vorfahren nicht mehr als Scharwerksbauern für andere arbeiten mußten. Man hatte entdeckt, daß der unter der Oberfläche in einer Tiefe von 50 bis 90 cm liegende Kalkmergel mit dem Ackerboden vermischt eine Ertragssteigerung um das Doppelte bis Dreifache erbrachte. Um den Kalkmergel auszubeuten, wurde die über dem Mergel liegende Erde in Größe der vorgesehenen Grube entfernt. Jahr um Jahr wurden nun die für die Mergelung vorgesehenen Ackerflächen mit Karren oder Schleifen und Pferden befahren. Was hier für eine Arbeit geleistet wurde, kann man sich vorstellen, wenn man auf dem Meßtischblatt (1:25 000) die vielen grauen Punkte sieht. Dies sind alles leergefahrene Mergelgruben, die besonders in unserem Kirchspiel in so großer Zahl vorhanden waren. Der Erfolg blieb nicht aus, es gab reichliche Getreideernten, besonders in Weizen, Hafer und Bohnen, aber auch gute Ernten an Rotklee, dazu kamen die herrlichen Weißklee-weiden. Dies alles wirkte sich wieder verbessernd auf den Viehbestand, aber auch auf die gesamte Wirtschaft aus. Die seit der Besiedlungszeit im Hinterhaus eingerichteten Stallungen waren nun nicht mehr ausreichend. Ein Stall rechts vom Hofplatz wurde erbaut. Doch die Zeit kam, wo auch dieser den Viehbestand nicht mehr aufnehmen konnte. An der anderen Hofseite mußte ein zweiter Stall erbaut werden. An Stelle der alten Scheune wurde hinten am Hofplatz eine neue und bedeutend größere erbaut. Nun wurde auch das alte Blockhaus aus der ersten Siedlungszeit abgerissen und durch ein massives parallel zur Dorfstraße im Obstgarten erbaut, wo es wie in einem kleinen Park eingebettet lag. Ein Wettlauf in der ganzen Wirtschaft begann. Der Kienspan als Beleuchtung hatte schon der Petroleumlampe weichen müssen, Feuerstein und Stahl dem Streichholz. In Allenburg wurde eine Schwefelhölzchenfabrik, wie sie damals genannt wurde, erbaut. Doch ihr war kein langes Bestehen beschieden. Die Hölzchen brannten schlecht. Der Name des Besitzers wäre Schuld, sagten die alten Leute, er hieß nämlich „Naß“. Auf den